

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

V. Stilzer-Stephan

[urn:nbn:de:bsz:31-339562](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339562)

genügt und dachte entschieden daran, des Müllers Biß zu heiraten, wogegen die Eltern nichts einzuwenden wußten.

Bei der Wittve Stilzer sah's indes anders aus. Bei ihr lag und stand, was durch des Vaters Krankheit und Tod liegen und stehen geblieben war. Dazu brachte der Gemeindevote ein verhängnisvolles Schreiben, das die Einberufung ihres Sohnes auf den 1. April anberaumte. Heulend brachte sie den verhängnisvollen Brief in's Nachbarhaus. „Ihr Leute,“ schluchzte sie, „helft mir; wenn der Martin unters Volk muß, bin ich und das Gretel verloren, was wollen wir allein ohne Mannskerkel anfangen?“

Die Stephansmutter hatte keinen andern Trost zur Hand, als daß sie, mit der Heulenden, heulte und schließlich über alles Soldatenwerk in der Welt und insbesondere über das in Preußen loschimpfte. Ihr Mann hingegen hörte das Leid an und sonderbarer Weise erschellten sich dabei dessen trüben Züge. „Marie,“ sagte er, „als dein Mann mir die Hand entgegen gestreckt, bin ich zu spät gekommen. Gott weiß, wie mich das seither gewurmt hat, aber jetzt will ich's gut machen, zählt auf mich. Der Philipp kanns allein machen, ich helf euch durch bis der Martin wieder kommt!“ Von da weg kam neues Leben in Stephan, fühlte er doch täglich mehr, daß er die Hand, die der Sterbende ihm geboten, aufs kräftigste faßte.

V.

Stilzer-Stephan.

Philipp's Hochzeit mit der Müllerin ist vollendete Thatfache. Der junge Bauer schaltet und waltet im Feld und im Hof nach eigenem Gutdünken, daran hindert ihn niemand.

Anders sieht's an der Feuerplatte aus, wo die Schwiegermutter und Schwägerin Eva bisher hantierten. Die Biß kann als junge Bäuerin die richtige Stellung in der Haushaltung nicht finden und ihr Sinn steht nicht darnach, aufzugeben, zu was sie sich berechtigt fühlt. So gibt es denn Reibereien, die fast immer zu Ungunsten der Eva ausfallen.

„Mutter,“ erklärt diese schließlich, „ich seh' alle Tage mehr, daß ich überflüssig bei Euch bin. Unter der Biß will ich nicht tagelöhnern, und sonst im Haus ist kein Platz für mich. Vogts Selmel hat mir geschrieben, es habe einen guten Platz für mich, so will ich denn, in Gottes Namen, in der Stadt mein Heil versuchen. Wer nicht draußen war, kommt nicht heim.“

! Mit Leid im Herzen gab die Stephanin ihre Einwilligung, sah sie doch selbst ein, daß unter den obwaltenden Umständen die Dinge in die Länge nicht Stand halten konnten.

Der Winter ist ein kurioser Heiliger, manchmal thut er Jahre lang als ob er weder brechen noch beißen könne, dabei dürfen ihm die Mücken auf der Nase tanzen, er erwehrt sich derselben nicht, dann auf einmal macht er Ernst, und sonderbar hat er in den letzten 30 Jahren immer die Zahlen mit Null gewählt, um zu beweisen: „Ich bin der Mann!“ 1870, 80 und 90 gabs Winterfröste, deren unsere Enkel sich erinnern werden.

Es schreibt indes leicht vom harten Winter, wer die Füße in schwellendem Pelz stehn hat während der Ofen gemütlich hinter dem Schreiber brummt. Anders aber ist's, bei achtzehn Grad Kälte, unserm Martin Stülzer zu Mute, der um eifs Uhr in der

Neujahrnacht als Ablösung dem Palais des Generals zu marschirt. „Prosit!“ wünscht, sich davon machend, sein halber stararter Vormann, und Martin tritt pflichtschuldig seinen Posten an. Trübselig denkt er an daheim, zu allererst an den großen eisernen Ofen, auf dessen Vorderplatte die Hochzeit von Cana gegossen war; von dieser Hochzeit kommt er natürlich auf eine andere, im Schoße der Zukunft liegende, dabei steht ihm Ewele vor Augen mit seinem Strahlenkranz von Goldhaaren um's frische Gesicht. „Ach du lieber Gott, wie weit, wie weit im Feld ist das alles! Es ist doch gerade, wie wenn man in der Kaserne in einem andern Weltteil wäre, mir ist dato zu Sinn als könnte ich mein Tag des Lebens nicht mehr aus dem Soldatenge treibe herauskommen, und doch brauchte mich die Mutter so nötig als sie Brot ist. Es wäre ja so uneben nicht, daß jeder sein Stückel vom Vaterland verteidigt, aber wenn man keinen Vater mehr hat, wär man gewiß daheim am notwendigsten. Ja, daheim sein! Jetzt sitzen sie drüben bei Stephans und trinken Nußwasser und krachen Nüsse und schälen Äpfel und essen Kuchen, den das Ewel gebacken hat, ja wer dabei sein könnte!“

Trübselig wischt sich die Schildwache mit dem Fausthandschuh den Reif vom Schnurrbart, er langt noch etwas höher hinauf, als wolle er das Gefrorene auch von den Augenbrauen entfernen; unter diesen ist's nicht gefroren, da quillt's, aus warmem sehnsuchtsvollem Herzen, in die braunen Augen des Soldaten. „Es ist ein verfluchtes Ding, von 11—12 in der Neujahrnacht Schildwache sein!“ brummt er und will eben seine 10 Schritt lange Wandelbahn wieder antreten, da dreht sich leise die



Hausthüre, die er bewacht, in den Angeln. „Prost Neujahr, Martin!“ ruft zum Tauschen ähnlich, Eva's Stimme zur Spalte heraus und ein Henkelglas dampfenden Punsch'es erscheint im Lichte der Gaslaterne. „Träum' ich, oder wach' ich?“ denkt Martin, den Fausthandschuh von der rechten Hand streifend. „Bist du's, Evel?“ Keine Antwort, die Hand blos bietet den

glühenden Trank, der den Halberjahren wieder aufkaut. Aber jetzt wohin mit dem Glas, das bei der Ablösung verhängnisvoll werden könnte? Eine dünne Spalte klappt an der Thüre, diese nimmt den Verräter auf, dann schnappt die Falle wieder ins Schloß. Mitternacht tönt vom Münsterturm herab, die Ablösung geschieht, Martin muß auf die Wachtstube zurück, wie gerne er auch seinen Dienst an dem Zauberthor fortgesetzt hätte.

In der Neujahrnacht stand Martin an des Generals Wohnung, für seinen Kaiser Schildwache, nun kann's ihm kein Mensch verübeln und verwehren, wenn er zu anderer Zeit auf eigene Faust in Privatangelegenheit dort Wache hält. An der geheimnisvollen Hand, die ihm am Sylvester den Bunsch kredenzt, muß und kann niemand anders hängen, als Stephans Ewel, so wie das Mädchen hat kein anderer Mensch einen Klang in der Stimme. Wie sollte der arme Martin aber in das verwünschte Generalschloß hinein kommen? Fast reute ihn, daß er die häufigen Aufforderungen, Bursche zu werden, abgeschlagen. Ein richtiger Bauernsohn wird eben nicht Offiziersbedienter, wenn auch noch so viel drum und dran hängt, was das Soldatenleben bequemer macht. Aber nun ärgerte sich Martin zum gelb werden über alle die Burschen, die zu jeder Tageszeit zum General gingen und die gewiß meist von seinem Ewel empfangen wurden. „Das soll doch der Kuckuck holen!“ meinte Martin. Der Kuckuck war aber bei der Kälte, die im Jänner 91 über Europa herrschte, noch nicht bei der Hand, deswegen blieben die Verhältnisse die gleichen, bis endlich gegen Frühjahr unversehens das Ewel, mit

der flotten elsässer Schleife, auf dem Markt vor Martin auftauchte.

„Du Donners Hox machst einen Laufen und Faktion stehn, mehr als man es im Dienst thun muß! Wie kommst du denn hierher? und sagst nichts und schreibst nichts!“

„Alles nicht nötig, Martin,“ war die Antwort, „wenn man beim General dient, braucht man den Soldaten die Adresse nicht zu geben. Ich bin hier, weil mirs bei der Müllerliß, des Philipps Frau, nicht gefallen wollte. Bogts Selmel, die Köchin bei Generals ist, verschaffte mir den Platz als Beimädel, dabei lerne ich das Kochen und überhaupt mich bei den Leuten umthun. Gesehen habe ich dich alle Tage, aber ich will einmal kein Soldatengeschleif, deswegen gehst du deine Wege und ich die meinen.“

Das war ein Deutsch, das Martin verstehen mußte, wenn es ihm auch wenig einleuchtete.

„Hol der Ruckuck das Soldatenleben,“ brummte er, „ich wollt wir wären daheim und könnten heiraten.“ (Zur Stunde war der Ruckuck zur Stelle, schrie er doch gewaltig im Neuhöfler Wald.)

„Deine Mutter meints auch so,“ erwiderte Eva, „sie hat eine Schrift von dem Bürgermeister machen lassen, damit du loskommst und alle sagen es wär ganz nach dem Rechten, wenn sie dich heim ließen.“

Martin, anstatt zu antworten, machte plötzlich Front im höchsten Respekt, nicht vor der Rede seiner Liebsten, die übrigens auch Respekt verdiente, aber vor dem General, welcher auf

seinem Schimmel vorbeiritt. Als er seiner Militärspflicht genügt hatte und umfah, war Evel im Marktgewühl verschwunden. Sie kauert vor dem weißen Marmorkamin in dem Generalskabinet und bläst mit vollen Backen ins Kienholz, das sie über den erlöschenden Kohlen aufgetürmt, endlich schlägt die Flamme auf und bestrahlt das schöne Gesicht des Weimädels.

Sinnend sieht Evel den Flammen zu, sie merkt erst daß Jemand ihr nahe getreten, als sie den General vor sich sieht.

Berlegen bückt sie sich gegen das Feuer, als hänge Wichtiges davon ab, daß gerade in diesem Augenblick die Klöße kunstgerecht über die Glut aufgetürmt werden. Das Werk ist gelungen, die Eva will sich drücken, aber des Herrn Wort fesselt sie an die Diele.

„Wer ist der Bursche, mit dem du dich auf dem Markt unterhalten?“ fragte kurzweg der General.

„Er ist — er war — er ist —,“ stotterte Eva, „mein — unser Nachbarssohn.“

„So, so,“ lachte gültig der Herr, „eine alte Bekanntschaft?“

„So lang mirs gedenkt,“ gab Eva etwas beruhigter zu.

„Na da erzählen Sie mir einmal davon,“ sagte der General gemüthlich eine Cigarre in Brand setzend.

Das Mädchen hätte keine Eva sein müssen, wenn sie, bei dieser Aufforderung, nicht die günstige Lage der Dinge erfaßt hätte. Genug, sie wußte, wo sie hinauswollte und richtete geschickt ihren Bericht darnach ein.

Sie schilderte der beiden Familien Zusammenleben, „aber eines Tags sollte es anders kommen,“ fuhr sie fort und erzählte

die Marksteingeschichte. „Alle waren böß eins über das andere,“ bemerkte sie, „nur der Martin und ich haben zusammengehalten. Nun kam die Dielelwand mit dem bößen Fall und dem Tod des Nachbarn und wie nun die Stilzerin übel dran sei, doppelt übel, weil der Martin dienen müsse und das Gretel auch ans heiraten denke. Die arme Götzel kann mich dauern, wenn sie doch bloß ihren Sohn wieder hätte!“

„Da meinen Sie wahrscheinlich,“ entgegnete lächelnd der General, „daß der Kaiser auf den Martin verzichten solle.“

„Warum denn nicht, der Kaiser ist ja so gut und er hat so viele Soldaten, daß er's schon ohne den Martin machen könnte und die Stilzerin hat Niemanden mehr auf der Welt.“

„Wollen jehn, Eva, was sich thun läßt,“ tröstete, von der schlichten Erzählung bewegt, der hohe Herr.

An den Küchenfenstern im Schluß haben die Spinnen längst ihr Recht wieder verloren. Frei dringt die warme Frühlingsluft durch die offenen Scheiben und beim Spülen teilen sich die alten Freundinnen Freud und Leid mit.

„Wie gehts deinem Alten heut?“ fragt die Stilzerin besonders teilnehmend, weil durch das Unwohlfsein des hülfereichen Nachbarn ihr Handel und Wandel gehemmt ist.

„Es geht so, la la!“ entgegnet die Stephanie, „es ist die Sucht wie sie eben umgeht, er friert, kann nicht essen, rauchen will er auch nicht und ist dabei so elend, daß er kein Wein aufheben möchte.“

„S' Brauchen wär gut,“ meinte die Stilzerin, „die Köhlerin

weiß etwas, in den drei höchsten Namen, wenn man das braucht fliegt's frei von den Leuten; wenn du willst, schick ich dir das Weibsbild."

Die Stephanin schüttelte. „Mit solcherlei komm' mir nicht, Marie," sagte sie, „wenn die Köhlerbärwel hegen könnte, hegte sie sich Brot in die Tischlade."

„Wie du meinst," erwiderte etwas steif die Nachbarin. „Was in den drei höchsten Namen geschieht scheint mir keine Hexerei. Doch jetzt muß ich fort, die Fröhherdäpfel setzen, wer will sie in den Boden bringen, wenn ich's nicht thu'?"

„Ich!" tönte es plötzlich von der Küchentüre her; das Ich sagt Einer, der mit dem Kartoffelsetzen umgehen kann, nämlich der Wittwe Sohn, Martin, frank und frei, ledig jeder Soldatenpflicht.

Aus dem Kartoffellegen wurde indes selbigen Nachmittags blutwenig, wenn schon zwei zur Stelle waren, die das Geschäft hätten thun können.

Die Stützerin mußte nur immer lügen und lügen, was ihr Martin für ein Staatskerl geworden und die Stephanin kam spornstreichs auch herüber und half mit lügen und verwundern.

„Gelt aber, Martin, ich hab's hingebracht," sagte die Mutter „ich hab so nöthlich beim Bürgermeister gethan, daß sie dich haben freilassen müssen."

„Ihr schießt daneben, Mutter," erwiderte Martin, „wenn das Evel nicht beim General angezettelt hätte, wär's so schnell nicht gegangen. Ihr hättet ohne mich heuen und ernten müssen."

„Unser Evel?“ fragte die Mutter Stephan, „und das hat das Herz, mit dem General zu reden?“

„Das Evel,“ berichtete Martin, „gilt viel bei seiner Herrschaft und mit Recht.“

„Aber wie komm ich dazu,“ unterbrach die Stülzerin plötzlich den Bericht, „du kommst so weit her und ich biete dir weder Kaffee noch Trockeness an?“

„Macht den Kaffee, Mutter,“ bat Martin, „derweilen geh ich zum Stephanvater 'nüber.“

Der Stephanvater rappelte sich aus seinem Lehnstuhl hinter dem Ofen auf, als er des Besuchers wahrnahm. Nachdem die ersten Bewillkommungsreden gewechselt waren, sagte er: „Du kommst wie die Sonn zu Barnabas, Martin, unser Herrgott weiß ob es hätte ohne dich gehn können. Wenn eine Wittfrau Tagelöhner zahlen soll, da hats gefehlt. Nun, wo du da bist, kann ich doch auf der faulen Haut liegen ohne Sorgen.“

„Das könnt ihr schon, Pfetter,“ erwiderte Martin, „aber es wär' mir lieber, Ihr wärt wieder zuweg!“

„Es geht schon besser seitdem ich dich sehe,“ meinte Stephan

„Wenn ich Euch von Euerm Evel erzähle, so gehts gewiß wieder ganz gut,“ lachte Martin, und nun schwamm er in dem richtigen Fahrwasser und ruderte lustig weiter, bis er an einer gewissen Stelle anlangte, wo das Landen ihn besonders freuen konnte. „Ihr wißt, Pfetter und Göttel,“ warf er den Anker aus, „wie es zwischen dem Evel und mir liegt, wir haben von Kind auf zusammen gehalten,“ er wischte über die Stirne, wo die Narbe, die er sich als Knabe im Kampf um das Evel geholt,

noch sichtbar war. „Wir sind uns treu geblieben, uns zwei hat die vermaledeite Dielenwand nicht getrennt. Deshalb mein' ich so soll's bleiben und ihr gebt mir euer Kind zur Frau; was meint Ihr dazu, Pfetter?“

Der Pfetter kam nicht zum Wort, zum ersten würgte ihn etwas im Hals und zum zweiten fuhr seine Frau dazwischen, indem sie dem Freier die Hände auf die Schultern legte und ihn mit freudestrahlenden Augen ansah.

„Von jung auf bist du mir lieb gewesen, Martin,“ sagte sie, „und weiß Gott, du bist mir's geblieben auch damals. Ich hab' alles gesehn und gewußt, und hab' dazumalen keinen Finger gerührt, weil ich gedacht habe, unser Herr Gott wird's dennoch machen daß ihr zusammen kom mt.“

„Frau,“ sagte Stephan, dem endlich die Kehle frei geworden, „der Martin hat mich gefragt, nicht dich!“

„Du wirßt doch nichts darwider haben?“ sagte Frau Stephan, indem sie ihrem Mann einen, nicht ganz sonnigen, Blick zuwarf. Als sie aber sah, daß der Alte mit der Rührung kämpfte, zog sie sich zurück.

„Martin,“ hub Evas Vater an, „es ist mir zu Mut als solle nun endlich alles vergeben sein, jetzt erst fällt mir die schwerste Last von dem Herzen, die ich mein Lebtag getragen habe. Wenn Einer 'nüber geht und streckt die Hand zur Ver söhnung aus, wie es dein Vater gethan, so findet der wohl seine Stätte droben in der himmlischen Heimat, denn er hat den Frieden gewollt. Aber der, welcher gezögert hat die Hand zu reichen, bis es zu spät war, den trifft ein schweres Urtheil.“

Ich hab' gemeint, indem ich deiner Mutter helfe, solle es mir leichter werden, ich konnt's darum doch nicht vergessen, ich hab' deines Vaters Todenhand über mir gesehen im Schlafen und im Wachen. Manche Nacht hab' ich gekämpft im Traum und wollte die Hand erreichen und konnt's nicht. Auf meinen Achseln drückte es stet fort, wie damals als ich deinen Vater hinausgetragen, und in meinen Ohren schallte es fort und fort, wie die Schollen, die ich auf seine Todlade geworfen. Nun du als Sohn zu uns kommst, unser Kind zu freien, so ist mir zu Mut: Dein Vater habe dich geschickt und mir, auf diese Weise, seine Hand noch einmal geboten."

Der Alte ließ sich, erschöpft von der langen Rede, in seinen Sessel nieder und deckte die Augen mit den Händen, die Frau wischte mit der Schürze übers Gesicht und in des Jünglings Augen perlten Thränen. Stille war's in der Stube, als schwebe ein Engel vorüber.

Da klang durch Stilzers Küchenfenster: „Martin, der Kaffee ist fertig, Stephans sollen mitkommen!"

Diesem Wunsche wurde entsprochen und bei dem Extrakaffee kam natürlich alles in gewünschten Fluß.

Als Peter mit seiner Liß und später Stilzers Gretel sich einfanden, bekamen sie bei der unerschöpflichen Kanne das Neuste zu wissen. Beschlossen wurde im Familienrat: Das Ewel müsse zum Michelstag Iheim und auf Martini solle die Hochzeit statt haben.

Lange Weile kam wohl Martin nicht an, den Sommer über, hatte er doch vollauf zu thun, im Feld, mit bestellen, säen

und ernten, im Haus mit einrichten und bauen. Als aber die letzte Kartoffel im Keller, die letzte weiße Rübe in der Scheuer war, als die Mutter mit Gretel in die Oberstube eingezogen waren, dünkte ihn doch, der Kalendermacher habe heuer zu viel Tage für den Oktober aufgezeichnet. Gewöhnlich bezwingt Martin seine Ungeduld, indem er eine Extra-Arbeit unternimmt, aber im Augenblick findet er nichts im Wald und nichts im Feld, was gerade von nöten wäre, so nimmt er denn das Beil und geht in den Grasgarten. „In Gottes Namen,“ sagt er, indem er den ersten Streich auf die Dielenwand führt. Der Streich mußte tüchtig gewesen sein, denn von der andern Seite kommt das Egel herbeigelauten. „Martin, was ist's?“ ruft es, „was machst du?“

„Ich mach das Holz für unser Hochzeitseffen zurecht“, war die Antwort und Streich auf Streich fällt auf die Dielen, bis Egel in der Bresche erscheint. Da ruht das Beil, der Arm hat anderes zu thun, er umfaßt die liebe Braut und die Rippen finden sich über den Trümmern der Scheidewand.

Wie dabei dem alten Weißborn zu Mute war! Dem alten Kameraden wirds noch einmal jugendlich ums Herz, er zieht ein rotes Röcklein an und streifts erst dann wieder ab, als der erste Reif ihn in den Schlafkittel hüllt. Dieses sollte des Weißborns Todtenkleid werden, am Frühjahr, wo alles wieder neu wurde, erwachte der treue Grenzwächter nicht mehr. Nur einer blieb noch übrig: Der Grenzstein. Dieser träumte in seiner trostlosen Einsamkeit von Recht und Gerechtigkeit, von mein und dein, von Vergleichen und Prozessen.

Aber auch dieser starre Geselle sollte endlich eine andere Stätte finden, als die, wo er so übles angerichtet. Vater Stephan ist heimgegangen, er hat, wir hoffen es, die Hand erfaßt, die ihn Jahre lang verfolgt, und weiß nun, was lieben und hassen heißt. Seine Kinder wollen seine Grabstätte einfriedigen, dazu holt Martin den Markstein herbei, da steht er nun wieder auf der bedeutendsten Scheide, nämlich auf der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit!



Greifenbitte.



Dem Lebenshöhengipfel nah
 Dank deinem güt'gen Walten —
 Lobsing' ich Dir: Halleluja.
 Mein Tag sich neigt, Herr, bleibe da!
 Laß nicht mein Herz erkalten,
 Nicht meinen Geist verkalten!

O hauche Du verjüngend ein
 Mir deiner Liebe Gluten;
 Laß mich den Alpen ähnlich sein,
 Die noch vor Nacht in Purpurschein
 Erglühend überfluten,
 In Liebe sich verbluten!

